

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

Roman von C. Viebig.

6)

„Im Dorf“, sagte sie knapp. „Die Magd Anna wird vom Sohn des Bauern, bei dem sie dient, verführt und verlassen. Sie verbirgt sich mit ihrem Kind im Wald, sie friert, sie hungert —“

„Hören Sie auf, hören Sie auf!“ Bolten trommelte ungeduldig auf den Tisch. „Ne! Nenenene, das ist nichts für uns! Gott bewahre! Ein uneheliches Kind!!! Wie kam ich das meinen Leserrinnen zumuten, Damen aus den besten Kreisen! Bauerngeschichten sind ohnehin schon abgedroschen, gar nicht mehr Mode. Und dann so romantisch! Im Walde versteckt! Heutzutage versteckt sich keine mehr im Walde. Hahaha!“ Er lachte, daß man all seine Ruchnaderzähne sah. „Liebes Fräulein, wissen Sie was?“ — Er langte hinter sich. „Da, nehmen Sie gleich Ihr Manuskript wieder mit, was soll ich mir erst die Mühe machen?! Hier!“

Er hielt inne, ihr zitternder Atem streifte ihn, ihre großen, sprechenden Augen sahen ihn thränenverschleiert an.

„Mag ja ganz litterarisch sein,“ meinte er gutmütig. „Sie haben Talent, hat man mir gesagt. Aber schreiben Sie mal was aus dem wirklichen Leben, was allgemein interessiert. Am liebsten was Nettes, Fesches, 'ne Humoreske zum Beispiel; Tragisches will kein Mensch lesen. Und dann nicht diese Bauernatmosphäre! Verrohen Sie Ihr Talent nicht, Fräulein, die Kunst muß vornehm sein. Wenn ich Ihnen raten soll, lesen Sie viel von der Rosen und von der Widmann — großartig, einfach großartig! Bei der Lindenbahn tritt das Erotische in letzter Zeit etwas zu unbehüllt zu Tage. Wissen Sie, Fräulein, der Schriftsteller kann alles sagen, alles geschrieben lassen“ — Bolten redete sich ordentlich in Eifer — „muß er sogar, der Leser will sich doch nicht langweilen. Aber verblümt! Nicht gleich mit unehelichen Kindern um sich schmeißen! Solche Geschichten — ah, bah!“

„Aber sie sind wahr.“ Des Mädchens Augen schwammen nicht mehr in Thränen, groß und ernst sahen sie den Redacteur an.

„Wahr, wahr! Was heißt wahr?!“ Er zuckte die Achseln. „Die Kunst soll in erster Linie schön sein. Hier“ — er hielt die Korrekturfahne des Rosenschen Romans in die Höhe — „hier, hier können Sie was draus lernen. Lesen Sie die Widmann, die faßt auch nicht gerade mit Glacé-Handschuhen an. Aber der Zweck heiligt die Mittel; sie beschäftigt sich eben mit der brennendsten Frage der Gegenwart: der Frauenfrage. Lernen, liebes Fräulein, lernen! So, nichts für ungut, liebes Fräulein,“ er reichte ihr die Hand, sie that ihm leid, sie stand wie niedergeschmettert, „bringen Sie mir die Humoreske. Bedenken Sie“ — er streckte pathetisch den Arm in die Höhe — „erst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“ Und dann in geschäftlichem Ton: „Nicht zu lang, ungefähr dreihundert bis dreihundertfünfzig Druckzeilen, anmutig, im Salon spielend, verstanden?“

„Ich kann das nicht,“ sagte sie. Sie hob stolz den Kopf: „Ich werde das nie können.“

Sie ging. Wie sie die Treppe hinuntergekommen, wußte sie selbst nicht; es faßte sie wie ein Schwindel. Das war die Kunst?! Das war der Weg?! Nein, nein! Sie preßte ihr Manuskript an sich wie ein geliebtes Kind.

Langsam ging sie durch die Straßen, die Menschen hasteten, sie wurde gestoßen — hier, dort — sie merkte es nicht. Pferdebabnen klingelten, Droschken rollten; Getrappel, Peitschentralen, Zurufe; bunte Läden, Menschen, Frauen, Kinder. Eine Fülle von Dingen, eine ununterbrochene Reihe von Gestalten, von Existenzen aller Art. Der Strom des Lebens flutete mächtig in der großen Stadt, und sie mitten darin, einsam! Sie fühlte sich einsam; zum erstenmal.

Da floß der Kanal; Bäume standen am Ufer, Bäume, die emporstrebten, die Aeste sehnsüchtig nach Licht und Luft reckten. Elisabeth blieb stehen. Langsam sank die Dämmerung nieder. Das Wasser floß schwarz, von keinem Wellchen bewegt. Kein Windhauch. Abend.

Ihr Blick suchte den Himmel, der spannte sich hoch droben überm Kanal mit bleichgrauen Wolken — da, mitten dazwischen ein Stern, unbeweglich, klar und golden!

Des Mädchens Lippen schlossen sich fest aufeinander, sie ließen den Seufzer nicht durch.

Mit ernstem Blick kam Elisabeth nach Hause.

„Au, Fräuleinchen, was hat er gesagt?“ Mile starb fast vor Neugier. „Der hat sich wohl nicht schlecht gefreut?“ Mile durfte sich schon die Frage erlauben, sie war ein altes Faktotum, das jahrelang in des Onkels Haushalt gewirtschaftet und Elisabeth die ersten Stricknadeln zwischen die Kinderfinger geklemmt hatte.

„Es hat ihm nicht gefallen.“ Elisabeth setzte sich in die Sofaede und lehnte den Kopf ans Polster.

„Wie?o nicht gefallen?“ Mile sah aus wie eine Glühbirne die das Gefieder sträubt, weil unbefugte Hände ihrem Köpfchen zu nahe kommen. „Nicht gefallen? Ich habe Blätter von der Geschichte aus dem Papierkorb rausgesucht, ich habe sie gelesen.“ Sie zeigte mit dem knochigen Finger: „Da wohnt der im Dorfe, da der! Und die Anna, die! Ich kenne sie alle. Die haben's mal tüchtig gekriegt, die lieberliche Bagage! Und der will sagen, das wäre nicht schön! Der —“

„Ruhig, Mile!“ sagte Elisabeth mit einem wehmütigen Lächeln. „Ich bitte Dich, sei jetzt ruhig!“

Mile ging kopfschüttelnd hinaus.

Elisabeth saß regungslos. Weltenweit, welkenfern — wo hatte sie denn gelebt, daß sie nicht wußte, wie die Menschen denken, was ihnen gefällt und was ihnen nicht gefällt?! — — —

Sie rüttelte sich und sah um sich, wie jemand, der aus dem Traum erwacht und sich nicht in der Wirklichkeit zurecht finden kann.

III.

Wolfgang Eisenlohr, der berühmte Dichter, saß in seiner Studierstube. Sie lag nach dem Garten hinaus, durch den langen Korridor von der übrigen Wohnung getrennt. Eine breite Glasthür mit grünseidenen Gardiendchen führte auf den Altan; Blumen und Palmen blühten und grünteten dort in verschwenderischer Fülle.

Drimmen alles verschleiert, kein Strahl hellen Lichtes. Ganz Stimmung. Der rechte lauschige Winkel für einen Poeten. Von der Decke schwebte ein ausgestopfter Adler mit gespreizten Riesenschnäbeln, um den Schreibtisch standen abgehauene Tannen in geschickt verborgenen Wasserkübeln; sie wurden alle vierzehn Tage erneuert. Der Dichter liebte es, im Grünen zu arbeiten; seine Phantasie versetzte ihn dann in den Gebirgswald, wo der Adler horstet und der kühne Wanderer aus einsamer Höhe stolz auf die niedere Menschheit hinunterblickt.

Eisenlohr schrieb eine großartige Naturschilderung, das erste Kapitel seines neuen Romans. Die sterbenden Tannen dufteten stärker in der Treibhauswärme des Gemachs, Harzthranen tropften an ihren Stämmen nieder, ihre Nadeln fielen leis knisternd. Sonst kein Laut.

In den Dichterohren rauschten Föhrenwälder, kreiuchte der Adler, hoch über der Klippe, die noch kein Menschenfuß betrat. Eisenlohr war ganz in Stimmung.

Da — er fuhr empört auf — draußen wehklagendes Kindergeheul! Noch einmal, angstvoll, schrill, im höchsten Diskant.

Er riß die Thür auf: „Ruhe!“

„Oh monsieur!“ — die französische Bonne stürzte atemlos herein — „excusez, mille fois pardon! Elsa hat sich gefallen ein Loch, mon Dieu!“

„Ungezogene Föhre!“ Eisenlohr warf krachend die Thür ins Schloß. „Ruhe!“

Das Geheul verstummte sofort, die Bonne hatte nur geflüstert: „Et — et! — Monsieur dichtet!“

Der Papa dichtet! Die vierjährige Elsa wußte sehr wohl, was das bedeutete. Sie preßte ihre Lippen aufeinander und verbiß den Schmerz. Sie war eine Dichterstochter und wußte, was sie ihrem Vater schuldig war; er hatte nicht umsonst den wunderbaren Nieder-Cyklus: „Mein Sonnenkind“ an sie gerichtet.

Die Föhren rauschten wieder, Moos und Gerank krochen die Felsen hinan, liebevoll blickte das Dichterauge auf das

geringste Pflänzchen. Da, schon wieder eine Störung! Es klopfte.

Er schrieb weiter. Er hörte nicht, wollte nicht hören.

Noch einmal schüchternes Pochen.

„Zum Donnerwetter, herein!“

Der Diener brachte eine Karte: „Herr Maier.“

„Wer?“

„Herr Verlagsbuchhändler Maier. Den sollte ich ja nicht abweisen.“

„Ach so!“ Der Dichter warf die Feder hin. „Führen Sie ihn herein!“

Maier trat ein. Er hatte dieselbe zugeknöpfte Haltung wie damals bei Mannhardts; nur sein Organ klang geschmeidiger, seine Verbeugung war verbindlicher. Er hatte vorgestern in der Zeitung unter „Kunst und Literatur“ von der neuesten Schöpfung des berühmten Autors gelesen; dort war der Roman in höchst schmeichelhaften Zeilen als beinahe vollendet angekündigt worden. Als rühriger Geschäftsmann hatte Maier gestern bereits geschrieben, heute machte er dem Dichter seine persönliche Aufwartung.

Man war sehr artig miteinander, man erkundigte sich nach dem gegenseitigen Befinden. Man haspelte die gewohnten Einleitungssphrasen der Unterhaltung ab; in fünf Minuten war man bei dem Hauptthema — dem Roman.

Maier rieb sich die Hände; vor jeder größeren Unternehmung pflegte er das zu thun, eine gewisse nervöse Unruhe lag in diesem Händereiben. Anscheinend beiläufig erkundigte er sich, wie weit der neue Roman schon gediehen sei. „Voll fertig, wie ich in der Zeitung las?“

„Das gerade nicht.“ Der Dichter lächelte. „Sie wissen ja, die Reporter können's nie erwarten. Aber selbstverständlich bin ich im vollen Zuge. Ich arbeite mit einer Schaffensfreudigkeit sondergleichen. Ich glaube, es wird mein bestes Werk!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Socialdemokratie und insbesondere der „Vorwärts“ verfügt, wie Graf Posadowsky im Reichstage anerkannt hat, über eine gute, findige Polizei, die jedes Vergehen der Regierung entdeckt. Was immer die Herren thun, unsere Polizei erfährt es und bringt es an die Oeffentlichkeit, deren Absperrung höchste Pflicht und Weisheit einer mit allem Komfort der Vergangenheit ausgestatteten Ministerthätigkeit ist. Dieser Polizei verdanken wir auch die Kenntnis einer Konferenz, die am Freitagabend nach der parlamentarischen Stämpfung der Zuchthausvorlage, im Reichsamt des Innern stattgefunden. Wir sind sogar in der Lage, den Gedankenaustausch der Minister wortgetreu mit der ganzen Zuverlässigkeit einer antiken Denkschrift wiedergeben zu können.

Es war um Mitternacht. Das Konferenzzimmer war mittels schwarzer Umformung der Glühbirnen in ein weisshelles Halbdunkel getaucht. Die Minister saßen in ihre Polster zurückgelehnt und lauteten schweigend. Nur hier und da goß sich einer einen Gilla ein — sonst verhallten sie alle reglos in träumendem Brüten. Von unten tönte Männergesang herauf. Der Gesangverein der Arbeitswilligen, geschmückt mit schwarz-weiß-roten Streifbroschüren, brachte den Ministern ein Trost-Ständchen. Die Mitglieder hatten bis 11 Uhr gearbeitet, hatten sich dann unverzüglich hierher begeben, und wollten dann sofort wieder Streikstätten ermitteln, wo sie ihre Arbeitswilligkeit nützlichst verwenden konnten. Da sie jede Solidarität verächtlich und auch den Terrorismus des Koalitionszwangs der musikalischen Harmonie verabscheuten, sang jeder ein anderes Lied; da es aber durchweg staatsverhaltende Cassenhauer waren, klang das Durcheinander doch ziemlich überwältigend.

Die Braven hatten geendigt, und nun entspann sich oben folgendes Gespräch:

Hohenlohe: Lieber Miquel, werfen Sie den Leuten doch ein paar Groschen hinunter.

Rieberding: Ich erlaube mir gegen den Vorschlag unseres verehrten Chefs ein juristisches Bedenken zu erheben. Wir würden die Leute zu einem rechtswidrigen Vermögensvorteil verleiten, weil sie ja kein Recht haben, hier zu singen.

Hohenlohe: Gewiß, gewiß — aber sie haben doch schon gesungen, und da wollen wir Gnade für Recht ergehen lassen. Also, lieber Miquel!

Miquel (sucht lange in seinem Portemonnaie umher, findet endlich ein paar Kupferstücke, widelt sie in einen Bogen der Schweinburgischen „Korrespondenz“ ein — die er stets in seiner Rodtasche mit sich führt, namentlich in der gefährlichen Obstzeit — und wirft sie hinunter, indem er ruft): Wir danken Ihnen, meine Herren, für Ihre erhabende Kundgebung. Die Regierung sieht Ihnen mit warmem Herzen sympathisch gegenüber. Helfen Sie uns weiter, und wir werden es auch an uns nicht fehlen lassen. In diesem Sinne erweisen wir Ihnen die eingewidelte kleine Aufmerksamkeit.

(Von unten dringen brausende Hochrufe herauf, sodann Klatschen, pfeifende, gellende, johlende Geräusche, wie sie Menschenmassen hervorbringen, die sich um einen gemeinsam begehrten Gegenstand raufen — dann wird alles still. Auch oben pausiert man. Nach einer Weile.)

Hohenlohe (zu Posadowsky): Warum haben die Leute eigentlich gesungen, lieber Posa?

Posadowsky: Sie wollten uns eine Freude bereiten, uns trösten — wegen der Niederlage, die wir um ihretwillen erlitten.

Hohenlohe: So, so — wir haben eine Niederlage erlitten. Wo denn? Warum denn?

Posadowsky: Ich kann nur mit Schauder an die vier Tage im Reichstag zurückdenken. Sie haben uns furchtbar mitgespielt.

Hohenlohe: So, so. Sie waren also gegen uns?

Posadowsky: Die Zuchthausvorlage hat uns zerschmettert. Wassermann war schlimm, Nebel war grausam, Köfide und Lenzmann wüteten blutig, Seine massakrierte uns, aber am gräßlichsten war doch der Arendt, der uns verteidigte. Man könnte an Selbstmord denken...

Hohenlohe: Ruhe, Ruhe, lieber Posa! Sie reden da von der Zuchthausvorlage. Ich hörte bereits öfters davon. Ist sie denn wirklich so schlecht?

Posadowsky: Sie haben Sie ja verteidigt!

Hohenlohe: Ja, ja, ich entsinne mich. Aber hätte ich das vermutet, so —

Posadowsky: Wissen Sie, was ich am letzten Tage am liebsten gethan hätte? Ich hätte eine Rede halten mögen gegen dieses Monstrum, wilder als Wassermann, Nebel, Köfide und Seine zusammen genommen. Aber (ächzend) das war doch staatsrechtlich unmöglich.

Rieberding (in einem Folianten blätternd): Sicher, das war staatsrechtlich unzulässig. Ich als Jurist freilich hätte gewünscht, gegenüber dieser Vorlage — Socialdemokrat sein zu dürfen.

Posadowsky: Was sollen wir nun anfangen? Ich kann mich ja überhaupt nur noch in geschlossener Droschke auf die Straße wagen, und eigentlich nur in Begleitung eines — Möbelwagens.

Dresfeld (aufgeregt): Sprechen Sie nicht von Möbelwagen. Schreckliche Vorstellung: Unzug.

Hohenlohe (träumerisch): Ja, ja... Möbelwagen... der hat manchmal etwas Verlockendes. Aber es giebt doch zu viel Trübel... Ich habe mich nun einmal an die Wilhelmstraße gewöhnt... Und in meinen Jahren noch einmal das Quartier wechseln... nein, nein, es geht nicht... Sie müssen uns helfen, lieber Miquel. Sie verstehen alles? Was denken Sie denn eigentlich über die Zuchthausvorlage?

Miquel: Als Mensch bin ich natürlich unbedingt Gegner, als Finanzminister halte ich sie für nicht sehr opportun, als Ministerpräsident schätze ich sie, aber als Kämpfer für Religion, Ordnung und Sitte, und überhaupt in meiner Stellung als kündbarer Beamter bin ich geradezu begeistert für dieses staatsmännische Meisterwerk. Der Kapitalist in mir freilich sagt: Die Aktion war eigentlich recht überflüssig. Aber als Agrarier brauche ich sie, obwohl die Landarbeiter keine Koalitionsfreiheit haben; denn drangsaliert man den Industrie-Arbeiter, so sehen die ländlichen Staatsbürger ein, daß sie das eben so gut haben können, wenn sie daheim bleiben, und verlassen nicht die Scholle.

Die Politik besteht eben aus einerseits — andererseits, und wenn sie ganz richtig sein soll, aus beiderseits. Man muß für und gegen die Dinge sein. Das ist Freiheit. Bloß eine Ueberzeugung ist Zwang.

Hohenlohe: Was raten Sie uns also?

Miquel (feierlich): Warten und sich nichts merken lassen. Alles geht vorüber.

Dresfeld (leidenschaftlich aufspringend, mit dem Fuße stampfend und die Arme werfend): Nein, nein, nicht warten. Wir müssen handeln. Grunert oder besser noch Philippsborn — Woedtle kann nachhelfen. Ich soll schnell eine Vorlage gegen den Reichstagsterrorismus ausarbeiten, mit verschärften Strafen gegen den Hädelsführer, den — äh! — Präsidenten.

Bobbielski: Verbieten wir ihnen einfach, sich um Politik zu kümmern. Vertrauen zur Regierung ist das einzig Wahre. Gott, was soll denn überhaupt bei villsel Jeschwafel im Ni — im Na — im Reichstagshaus.

Rieberding (sinuend): Man müßte sich überlegen, ob es nicht juristisch möglich ist, die Abgeordneten unter das Disciplinargesetz für nicht-richterliche Beamte zu stellen. Da sie in der That „nicht-richterlich“ sind, bietet sich hier ein Weg.

Dresfeld (schreiend): Das ist ein zu schwieriges Problem — dazu brauchen wir Zeit. Wir müssen sofort etwas thun. Dieser Ballestrem — wenn ich nur an ihn denke — rase ich.

Hohenlohe: Ruhe, Ruhe. Es wird schon alles wieder gut werden. (Er ent schlummert.)

Posadowsky (leise, ernst): Eure Pläne sind untauglich. Sie beseitigen nicht den Grund unseres Elends. Sie reiten uns nicht vor dem Gericht der Geschichte...

Bobbielski (zwiseherufend): Fauler Zericht, faule Jeschichte...

Posadowsky (fortfahrend): Wenden Sie nicht den Alten durch Ihre Wige auf, Bobbielski! Ueberhaupt, die Wige sollten Sie Bälow überlassen. Der kauft damit eine Insel nach der andern.

Für uns handelt es sich um unseren historischen Ruf. Wollen wir nicht ganz verderben, so müssen wir eines uns erringen: die Unabhängigkeit. Wir müssen widerstandsfähig werden gegen die Einflüsse, die uns bedrängen. Und dafür giebt es nur ein Mittel . . .

Alle (erregt): Welches?

Posadowsky: Nur ein Rettungsmittel. (Mit steigendem Pathos): Wir — müssen — — alle — — — zusammen — — — streiten! (Sensation.)

Mique! Was würde das helfen! Es würden eben andere an unsere Stelle treten, oder (geheimnisvoll, verschmitzt lächelnd) auch — nicht andere — Arbeitswillige unter allen Umständen.

Posadowsky (verzweifelt zusammenbrechend): Ja, es giebt solche Elenden! — Joe

Kleines Feuilleton.

—o— Ein Reicher. Es ist gegen Abend. Die Handwerksburschen sind schlapp und müde in die Herberge eingezogen, die um diese Zeit stets gefüllt ist. Die meisten sitzen an den langen Tischen und sprechen wenig mit einander. Jene, die erst heute in die Stadt gekommen sind, schweigen fast alle; sie sind leicht an dem grauen Chausseestaub zu erkennen, der ihre Röcke, Hosen und Stiefel bedeckt und dicht in den Falten liegt. Die andern, die schon seit gestern oder vorgestern in der Stadt sind, sprechen mehr. Der eine erzählt, daß er reichlich beschenkt worden ist; der andere beklagt sein Unglück. Er hat kaum genug, um im Keller schlafen zu können, wo die billigsten Betten stehen.

Nur eine kleine Gruppe ist lauter. Es sind Handlungsgehilfen, die gerne plaudern. Ihre Kleidung ist auch ein wenig eleganter, als die der anderen; der Kragen und die Kravatte sitzen recht genau und, was sich keiner der anderen Handwerksburschen leistet, sie tragen Manschetten. Der eine, ein offenkundiger Kleinstädter, der recht led in die Welt schaut, erzählt eben ein Erlebnis vom Tage: —

„Na, da komme ich nun um die Ecke und da steht ein Puz (Polizist) mit seinem blanken Helm. Da denk' ich, gehe ich hat er Dich nun mal, und da ist es schon gleich. Wenn er Lust hat, muß ich ja doch ins Knüttchen. Ich also ran an ihn und gefragt, wo hier ein reicher Kaufmann wohnt. Er sieht mich mitleidig an und sagt mir genau Bescheid, indem er mir noch auf die Schulter klopfte. Zu einem schick er mich, der Millionär ist und immer gern geben soll. Ich hatte also Glück bei dem Puz gehabt und geh' mir stolz und mutig weiter. Im Hanssturz der Villa, die mir der Puz gezeigt hatte, treffe ich denn auch den Alten. Der hört mich freundlich an und sagt, indem er mir die Waden streichelt: „Gewiß, junger Mann, Ihnen soll geholfen werden.“ Ich spize mich auf eine Mark. Er geht hinaus und drückt mir, als er wieder herunter kommt, was in Papier in die Hand. Ich fühlte drei Stück — na, dachte ich, drei Fünfriger — und empfehle mich unter vielen Danksgewängen. In der Thür merkte ich aber, daß es nur drei Pfennige sind. Erst wollte ich umkehren,“ schließt der Kleinstädter mit Genugthuung über seine Schlanheit, „aber ich überlegte rasch, daß es besser wie garnicht ist. Der hätte sich am Ende noch gefreut, wenn ich ihm die Pfennige zurückgebracht hätte.“

Die Zuhörer stimmen zu. Doch einer, der den Erzähler still durch die Brille betrachtet hat, meint: „Das hättest Du zurückgeben müssen; schon aus Kameradschaftlichkeit für die später Kommenden. So'n reicher Proyz denkt noch wunder, was er an Dir gethan hat!“ —

c. Die französische Erdbeerkultur. Einen interessanten Bericht über die Fortschritte der französischen Erdbeerkultur in den letzten Jahren giebt Gustave Falies in einer eben erschienenen Schrift. Bekanntlich kommen die meisten Erdbeeren aus Süd-Frankreich, aus den Departements Gascogne und Gas, von der Rhonemündung. In diesen Gebieten schwankt der Ertrag des Hektars zwischen 4000 und 12000 Kilo, je nach den Bedingungen der Jahreszeit. Die ersten Erdbeeren werden mit 3—5 Frs. per Kilo verkauft; später mitten in der Ernteperiode, werden 100 Kilo nur noch mit 60—80 Frs. bezahlt, und der Preis sinkt bis 20 oder 25 Frs. Rechnet man also im Durchschnitt für 100 Kilo 50 Frs., so kommt auf den Ertrag eines Hektars die Summe von 2000 bis 6000 Frs., oder nach Abzug der Unkosten 1000 bis 3000 Frs. pro Hektar. Am beliebtesten sind die Erdbeeren von Carpentras. Man verlangt sie schon seit dem Ende des Winters und im April und Mai nimmt der Transport die größten Dimensionen an. Gewöhnlich werden jährlich von Carpentras 5000000 Kilo verschickt; sie gehen auch nach Deutschland, England und Rußland, die meisten aber natürlich nach Paris. Ende April und Anfang Mai z. B. werden beinahe 100 Waggons, mit Erdbeeren angefüllt, nach Paris geschickt. —

— Der Einfluß der Elektrizität auf die Haltbarkeit des Bieres ist von dem englischen Physiologen Chapman in einer Reihe von Experimenten untersucht worden. Er wurde dazu durch die Beobachtung veranlaßt, daß das Bier während eines warmen Gewitters größere Veränderungen erleidet, als zu anderen Zeiten. Aus dieser letzteren Wahrnehmung war mehrfach der Schluß gezogen worden, daß die Elektrizität eine Veränderung bezw. eine vermehrte Haltbarkeit des Bieres hervorzubringen im Stande ist. Die Versuche

Chapmanns haben nur ergeben, daß die Elektrizität als solche, d. h. unmittelbar keinen Einfluß auf die Haltbarkeit des Bieres ausübt, daß dagegen die Produkte der Elektrolyse im Stande sind, durch eine Verzögerung der durch die Bakterienthätigkeit zu bewirkenden Umwandlungen eine vermehrte Haltbarkeit des Bieres herbeizuführen. Eine ähnliche Wirkung scheint auch das Ozon auf das Bier auszuüben. Die oben erwähnte Beobachtung von dem Einfluß eines warmen Gewitters auf das Bier wird wohl so zu erklären sein, daß die Elektrizität nicht die direkte Ursache der Veränderung ist, sondern daß während derselben solche meteorologische Bedingungen vorhanden sind, welche auch sonst am raschesten die Infektion durch Bakterien und die Vermehrung derselben begünstigen. —

Geographisches.

— Die jüngste schwedische Feuerland-Expedition, die im Januar von Stockholm abging und aus dem Zoologen Nordenskiöld und dem Botaniker Dr. O. Vorge bestand, hat, wie der „Voss. Ztg.“ geschrieben wird, ihre Reise beendet. Eine ihrer Aufgaben bestand darin, in einer Grotte bei Ultima Esperanza, einer Bucht am Stillen Ocean, nordwestlich von Punta Arenas, nach Ueberbleibseln eines kolossalen Faultiers zu suchen, das man für ausgestorben hielt, das aber, verschiedenen Anzeichen nach zu schließen, lebt oder wenigstens gleichzeitig mit den Ureinwohnern dieser Gebiete gelebt haben muß. Dieses Tier, Mylodon, gehört zum Geschlecht der Säugtiere, sowie zur Ordnung der Faultiere und steht dem pliocänen Megatherium nahe, das es jedoch an Größe nicht erreicht. Das Mylodon hat an den Vorderfüßen fünf Zehen, von denen die drei inneren große Klauen tragen; die Hinterfüße haben vier Zehen. Es gelang der Expedition, wichtige Skeletteile des Mylodons zu finden; Nordenskiöld ist der Meinung, daß das Tier noch in diesen Gebieten lebt, wenn es auch nur selten vorkommt. Ferner wurden Ueberbleibsel einer ausgestorbenen Pferdeart, sowie Spuren von Menschen, wie Pfeilspitzen usw. gefunden. Dr. Vorge, der eben in Stockholm eingetroffen ist, erzählt u. a., daß die Bevölkerung des Feuerlandes teils aus Europäern, teils aus Chilenen besteht. Die wenigen Ureinwohner, die man noch antrifft, sind civilisiert und betreiben meistens Pferdezucht. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber die Brutpflege des Krokodils sind die Naturwissenschaftler sich nicht einig. Nach A. Soeklow besteht dieselbe in Madagaskar in folgender Form. Das Nest besteht aus einer etwa 1 1/2 bis 2 Fuß tiefen Grube mit teilweise steilen Wänden, die am Grunde unterhöht sind. Da der Boden der Grube in der Mitte etwas erhöht ist, rollen die Eier beim Legen ganz von selbst an die unterhöhlten Stellen. Die Grube wird dann vom Weibchen so zugesichert, daß sie von außen nicht kenntlich ist. Das alte Krokodil schläft auf dem Nest, daher finden die Eingeborenen die Eier, indem sie den Spuren des Tieres vom Wasser aus nachgehen. Kurz vor dem Auskriechen aus den Eiern stoßen die Jungen lebhaft Töne aus, die durch die Nestbede auf Zimmerlänge zu vernehmen sind. Diese Töne veranlassen die Mutter, die auf dem Neste schläft, die Eier anzuschauen. Sind dann die jungen Tiere ausgeschlüpft, indem sie die Eischale mit ihrem Zahn, der später abgeworfen wird, durchbrechen, dann wendet das alte Krokodil mit ihnen zum Wasser. — Die Krokodile haben bekanntlich in einem anderen Kriechtier einen gefährlichen Feind, in den Waranen, Eidechsen, die mit Vorliebe Krokodileier fressen und so sehr nützliche Tiere sind. In Deutsch-Ostafrika giebt es eine besonders große Art; sie sind neben dem Krokodil (dem gewöhnlichen Nilkrokodil von oft ganz gewaltiger Größe), die größten Kriechtiere Deutsch-Ostafrikas. Da sie außerdem eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Krokodil haben, geht bei vielen Völkern des deutschen Säugetiergebietes die Sage, die Warane seien die unbesägigten und deshalb in die Fremde, d. h. auf das Land gejagten Nachkommen der Krokodile. Man erzählt: „Die Krokodile gehen mit ihren Jungen, sobald diese die Eier verlassen haben, ins Wasser, um ihre Schwimmsfähigkeit zu prüfen. Die, welche dieses Examen bestehen, werden als würdig der Eltern im Wasser geduldet, die ungeschickten jagt man ans Land, wo sie noch mehr verkümmern und zu Waranen werden. Als solche rächen sie sich dann an ihren Verwandten, den Krokodilen, indem sie ihnen die Bruteier fortnehmen.“ — („Mutter Erde.“)

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Farbe der Blütenblüten in Frankreich. Die Blütenfarbe ist nicht ohne biologisches Interesse, denn sie dient offenbar dazu, die Insekten anzuloden, deren Gegenwart bei vielen Blüten für die Befruchtung von großer Wichtigkeit ist. Henri Coupin hat nun den Versuch gemacht, aus mehr als 200 Blütenrepräsentanten der französischen Flora die Blütenfarben nach ihrer Häufigkeit in Frankreich zu gruppieren. Er hat dazu, wie er in „L'Illustration“ eingehend darlegt, die Blüten nach 33 einzelnen Farben und Farbenschattierungen, wie rot, rosa, purpurfarben, weinrot, hellrot, rötlich, rotbraun, purpurrosenrot etc., geordnet und dann die Schattierungen nach den Hauptfarben zusammengefaßt. Als vorherrschende Farbe ergiebt sich danach Gelb mit 814 Repräsentanten. Dann folgen weiße Blüten mit 687, rote mit 505, grüne mit 313, blaue mit 157, verschieden — bald rot, bald gelb, bald blau usw. — gefärbte mit 136, violette mit 122 und bunte

Blüten mit 68 Vertretern. Am Blütenreichsten erwiesen sich Wiesen und Felder; etwas weniger Blüten trugen Berges- und Felsbänke und unkultivierte Ländereien. Wesentlich geringer war die Blütenzahl in Busch und Wald und noch geringer an feuchten Stellen. Verhältnismäßig blütenarm fand man das Gelände an der Meeresküste. Je nach dem Standorte schwankte das Vorkommen der Farben. In erster Stelle standen auf Berg- und Felsbänken, auf Wiesen und Feldern und unkultivierten Ländereien gelbe Blüten, dagegen in Busch und Wald weiße, und auf feuchten Stellen und in der Nähe der Küste grüne. An zweiter Stelle war die Blütenfarbe auf Berg- und Felsbänken, Wiesen und Feldern, feuchten Stellen und in der Nähe der Küste weiß, in Busch und Wald gelb und auf unkultivierten Ländereien rot. Violette Blüten waren überall am geringsten vertreten, nur im Gebirge war die Zahl der grünen noch ein wenig kleiner. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Der angebliche Fluorgehalt gewisser Mineralwässer. In den meisten Handbüchern und Monographien findet sich die Angabe, daß Fluor oder flüchtige Fluorverbindungen in einigen Mineralwässern vorhanden seien; insbesondere gilt das von den Quellen des Mont-Dore-Gebirges und von Saint-Honoré-les-Bains. Diese Angaben stützen sich aber nicht auf direkte chemische Bestimmungen, sondern auf Schlußfolgerungen aus gewissen Erscheinungen. Jedes vollkommen durchsichtige Glas, dessen man sich einige Zeit zum Trinken dieser Quellen bedient hat, zeigt nämlich ähnliche Flecken, wie durch Flußsäure hervorgerufen werden. Zu Ende einer Saison sind die Gläser undurchsichtig, als ob sie mit Dämpfen von Fluorwasserstoffsäure behandelt worden wären. Das gleiche Aussehen besitzen gläserne Gegenstände, die man einige Zeit in den Quellen liegen ließ, wogegen ebenso behandelte Sachen aus Holz oder Guttapercha es nicht aufweisen. Sogar einem geübten Auge erscheinen die vom Mineralwasser hinterlassenen Flecken von gleicher Art wie diejenigen, welche man beim Gravieren von Glas mittels Flußsäure erhält. Auch lassen sich die Flecken nicht wieder entfernen, weder durch Reiben noch durch Waschen mit Säuren, womit man die von anderen Mineralwässern hinterlassenen, im allgemeinen aus Eisenoxyd oder aus Erdsarbonaten bestehenden tilgen kann. Trotzdem liegt, wie der „Prometheus“ den „Comptes rendus“ entnimmt, von vornherein die Unmöglichkeit vor, daß flüchtige Fluorverbindungen in den Quellen von Mont Dore und von Saint-Honoré-les-Bains enthalten sind, die fähig wären, Glas anzugreifen, denn diese Quellwässer sind sehr reich an Kieselsäure, die sich oft an der Oberfläche niederschlägt, und enthalten auch Bicarbonate der Alkalien und Erdsalzen. Die meisten Leute und sogar ausgezeichnete Chemiker wurden eben irreführt durch das Aussehen der fraglichen Gläser und räumten ein, daß die Flecken durch im Wasser enthaltene Fluorverbindungen von vielleicht noch unbekannter Art entstanden seien. In Wirklichkeit handelt es sich aber um einen fest anhaftenden, vollkommen weißen Niederschlag von Kieselsäure, dem Spuren von Kalicarbonat beigemischt sind. Kräftig man mit einem sehr scharfen Messer den Ueberzug ab, so erhält das Glas seine gewöhnliche Durchsichtigkeit wieder, während die abgegrabte Substanz bei Behandlung mit Flußsäure zunächst leicht aufbraust und dann die leicht erkennbaren Fluorsiliciumdämpfe entwickelt. Da hierbei nur ein geringer Rückstand von Fluorcalcium bleibt, scheint der Niederschlag wunderbarerweise frei von Eisen zu sein. — Während man mit Flußsäure Glas ätzt, so daß auf durchsichtigem Grunde die Zeichnung trübe erscheint, kann man den in jenen Quellen undurchsichtig gewordenen gläsernen Gegenständen ihre Durchsichtigkeit durch die gleiche Behandlung zurückgeben; man braucht sie nur rasch in verdünnte Flußsäure zu tauchen und danach in Wasser zu waschen. — Auch von Fluorcalcium, dessen Gegenwart in den genannten Quellen behauptet worden ist, hat man trotz zahlreicher Analysen nicht die geringsten Spuren entdecken können. —

Technisches.

en. Im Hafen von New York haben sich große Veränderungen vollzogen, die ein vorzügliches Unternehmern darstellen, das jedoch durch den ungeheuren Fortschritt der transatlantischen Schifffahrt nur gerechtfertigt erscheint. Man hat soeben die Vornahme von Baggararbeiten beschlossen, die den Eingang zum Hafen auf eine Tiefe von 12,20 Metern bringen soll. Um welche eine Riesearbeit es sich dabei handelt, kann man sich vorstellen, besonders in Erinnerung daran, daß dieser Schifffahrtskanal eine Breite von 600 Metern besitzt. Der neue Tiefkanal ist dabei 12 Kilometer lang und verläuft vom Hafeneingang zunächst gegen Süden, wendet sich dann leicht gegen Südost und geht dann an dem Fort Sandy Hook vorüber. Die letzten Lotungen haben eine gegenwärtige Tiefe von 9,75 Metern an der inneren Seite und von 5,02 Metern an dem äußeren Eingange ergeben, und man hat danach die Schätzung aufgestellt, daß die Baggar über 40 Millionen Kubikmeter aus dem Meeresboden heraus zu schaffen haben werden. Der beauftragte Unternehmer hat sich verpflichten müssen, im ersten Jahre monatlich 400 000 Kubikmeter heraus zu fördern, später monatlich die dreifache Menge. Die Arbeiten müssen in sechs Jahren vollendet sein. —

Humoristisches.

— Unerwarteter Ausgang. Der Mischelbauer, der wegen seiner Hartköpfigkeit mit Vorliebe der „Mosschädel“ genannt

wird, fährt in die Stadt, um sich einen Zahn ziehen zu lassen. Nachdem er bereits bei mehreren Zahnärzten vorgeproben, keiner aber kräftig genug war, den Zahn entfernen zu können, begiebt er sich unverrichteter Dinge auf den Bahnhof, um wieder nach Hause zu reisen. Dort ratet ihm ein Fiaker, dem er sein Leid geklagt, das belannte Mittel aus den „Fliegenden“: Den Zahn mit einer starken Seidenschmür an den Puffer des letzten Wagens eines Schnellzuges anzubinden. Ge sagt, gethan. Das Abfahrtszeichen wird gegeben, der Zug setzt sich etwas schwerfälliger als sonst in Bewegung und die Schmür spannt sich bis zum Zerreißen an. Michel klammert sich an eine gußeiserne Trägersäule — mit den Füßen sich entgegen stemmend; — endlich ein Krach und Michel stürzt rücklings zu Boden — an der Schmür hängt der — Puffer! —

— Auch ein Mittel. „Moll, morgen kommt meine Mama!“ „Ich bitt' Dich — loch' sie weg!“ —

— Der gebildete Schürmann. „Wenn Sie nicht sofort das Singen unterlassen, arreriere ich Sie!“ —

„Ach was! Singe, wenn Gesang gegeben!“ heißt es im Umland!“ —

„Sie sind aber hier in Deutschland und nicht in Umland!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Ernst v. Wildenbruch hat ein neues dramatisches Werk, „Die Tochter des Erasmus“, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, vollendet. —

— Eine eigentliche Opernsaison wird das Neue Operntheater (Kroll) in diesem Jahre nicht haben. Die Auführungen der „Fledermans“ werden wesentlich mit Gassen fortgesetzt. Wie der „V. V. C.“ erfährt, besteht die Absicht, Werke von Offenbach neu einzustudieren. —

— Der Michael Beer-Preis im Betrage von 2250 Mark ist von dem Senat der Berliner Akademie unter fünf Bewerbern dem Maler F. Rhein zugesprochen worden. —

— Im Bremer Stadttheater gelangt in der kommenden Spielzeit Clara Wiebig's vieraktige Komödie „Die Pharisäer“ zur Erstaufführung. —

— Die Versteigerung der Originalzeichnungen der „Jugend“ in München brachte insgesamt 15 000 M. Die Preise schwankten zwischen 3 und 205 M. für das Blatt. Feuer wurde u. a. bezahlt Stud. („Brumkerät“) mit 140 M., Wilkes „Manöverkritik“ (95 M.), Reznicek „Blumenlorio“ (70 M.), Münzers „Walürenritt“ (72 M.) und A. Janks Zeichnungen. Sacha Schneiders „Da stieg der Frühling aus dem Osten“ aus der Voedlin-Nummer trug 120 M., J. Diez „Triumphzug der Dummheit“ 100 M., desselben Rahmen zu „Wir wollen sprüngen“ mit Autograph von Rich. Strauß brachte 76 M., Erlers „Eda“ 75 M., 2 Blatt Fidus nur 23 M., Otto Greiners „Speisenkarte“ dagegen 115 M., Keller-Neutlingens „Abendfriede“ 160 M., seine „Dämmerung“ 195 M. Den höchsten Preis erzielte Angelo Janks „Galopp“ mit 205 M. —

— Eine bisher noch nicht aufgeführte Operette von Johann Strauß, „Die lustigen Weiber von Wien“ vom Jahre 1869, soll sich im Archiv des Theaters an der Wien befinden. —

— Das „Frühlingsmärchen“ von Gabriel Max (1873) ist als Geschenk in die Gemäldegalerie des Wiener Hofmuseums gelangt. —

— Im laufenden Sommer sind 2284 Ausländer an den deutschen Universitäten immatrikuliert, gegen 2379 im Winter und 2269 im vorigen Sommer. Davon studieren 563 Philosophie, Philologie oder Geschichte, 480 Mathematik oder Naturwissenschaften, 477 Medizin, 299 Jurisprudenz, 150 Landwirtschaft, 134 Kameralia oder Forstwissenschaft, 130 evangelische und 20 katholische Theologie, 16 Zahnheilkunde und 15 Pharmacie, 1857 kommen aus europäischen, 427 aus außereuropäischen Ländern. —

— Japan sendet statt 50 in diesem Jahre zum erstenmale 80 Studenten nach Europa. Die dazu nötigen Mittel sind vom Parlament bewilligt worden. —

— Aus der Umgegend von Wien wird gemeldet, daß dort die Schwärmen in diesem Sommer nur in auffallend geringer Zahl zu treffen sind. Aus manchen Gemeinden sind die Schwärmen in großen Haufen weggeflogen, ohne daß sie genistet hätten. Ein abnorm massenhaftes Vorkommen von Mücken dürfte mit dem Mangel an Schwärmen in Zusammenhang stehen. —

— In Budapest soll ein großes Volksschulhaus zur Erweiterung der Straße um zwölf Meter verschoben werden. —

t. Die amerikanischen Soldaten haben während des vorjährigen Feldzuges auf Kuba, Puerto Rico und den Philippinen insgesamt 125 000 000 Grains (a 65 Milligramm) Chinin eingenommen. —